Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 8

Artikel: Wolfgang Amadeus Mozart
Autor: A.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666666

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es war, als machte sie sich zurecht für eine große, lange Reise, von der es kein Wiederkommen gibt.

Feierabendglocken beginnen zu läuten. Sie läuten das Pfingstfest ein. Reni stürzt an das Bett der Großmutter, wirft sich schluchzend darüber und fleht:

„Bleib da, Großmutter, bleib da, geh nicht in den Himmel..." Sie bittet inständig und reicht ihr den Strauß Maiglöcklein, den sie für die Kranke gepflückt hat.

Sie sieht den drohenden Verlust riesengroß. Wer würde sie durch die Zaubergärten bunter Märchen, blühender Fabelwesen führen?

Dunkle Schwere rinnt wie eine einzige, finstere Woge in die Seele des Kindes. —

Aber jetzt richtet sich die Kranke ein wenig auf und stützt sich auf den Ellbogen. Sie sieht Reni an, und ihre stille Liebe strahlt wärmend auf die Kleine. Ein leichtes Streicheln über Schultern und Haar erinnern Reni herzbewegend an glückliche vergangene Tage. —

Sie sieht: Jetzt ist Großmutter aus der fremden Welt wieder heimgekommen. Sie müht sich sichtlich, noch einmal ganz hineinzutauchen in den zwiefachen Frühling des Erdenlebens. Das alte, liebe Lächeln huscht über ihr Gesicht, und sie sagt mit schelmischem Lächeln:

„So so, hets Vagantemeiteli hei gfunde?"

Nun weicht die bedrückende Schwere vollends. Großmutter hat die alte Art wiedergefunden, und Reni schiebt getröstet die kleine Hand in die der Großmutter.

Zwei Wochen später wölbt sich die Erde über deren Sarg. —

Frieda Schmied-Marti

Halt stille . . .

Rosa Weibel

Immer noch fällt flockiger Schnee
Fröhlich tanzend auf Wälder und See.
Ueber dein frierend Herz ziehn leis
Wünsche nach Sonne, nach grünem Reis.

Halt stille. Schleicht auch trübe der Tag,
Ueber ein Weilchen blüht doch der Hag.
Blühen die Linden und der Wein —
Seele, du sollst nicht traurig sein.

Leben heisst Spiel, eine Spanne Zeit,
Heisst Hoffnung, Liebe, heisst Trug und Leid.
Ein Lächeln, ein Weinen: Erdenlauf.
Das goldene Tor geht zu, geht auf.

Bald fluten schimmernde Strahlen herein,
Blühen die Linden, blüht der Wein.

Wolfgang Amadeus Mozart

Am 27. Januar 1931 waren es 175 Jahre, daß in der fürstbischöflichen Residenz zu Salzburg ein Knabe das Licht der Welt erblickte, dessen Name heute, und wohl so lange die Menschheit an erhabener Kunst sich erfreut, immer mit größter Ehrerbietung genannt wird: Wofgang Amadeus Mozart. Sein Vater Leopold stammte aus Augsburg, hatte dort Jurisprudenz (Rechtswissenschaft) studiert, mußte dann zufolge Mangels an Geldmitteln das Studium in Salzburg aufgeben und trat als guter Violinspieler in die erzbischöfliche Kapelle ein, wo er bald zum Vize-Kapellmeister avancierte. Der Ehe mit Frau Maria Anna geborene Pertlin entsprossen sieben Kinder, von denen jedoch nur die um sechs Jahre ältere Schwester Nannerl und Wolfgang am Leben blieben. Der Vater erkannte bald die hervorragende Musikbegabung seiner Kinder und gab sich dann auch alle Mühe, diese zu fördern. Mit drei Jahren schon spielte das Büblein so

gut Klavier, daß ernsthafte Musiker darob ihr Erstaunen, aber auch ihre Besorgnis ausdrückten, es möchte diese Frühreife der Gesundheit schädlich sein. Daneben war der junge Wolfgang aber ein liebes, echtes Kind. So erzählt der Hofmusikus Schachtner, ein intimer Freund der Mozartschen Familie, in seinen Aufzeichnungen folgendes:

„Vor dieser Zeit, ehe die Musik anfing, war er für jede Kinderei, die mit ein bißchen Witz gewürzt war, so empfänglich, daß er Essen und Trinken und alles andere vergessen konnte. Ich ward ihm daher, weil ich mich mit ihm abgab, so lieb, daß er mich oft zehnmal an einem Tage fragte, ob ich ihn lieb hätte und wenn ich es zuweilen, auch nur im Spaß, verneinte, standen ihm gleich die hellichten Zähren im Auge, so zärtlich und so wohlwollend war sein Herzchen. Sobald er sich aber mit Musik abzugeben anfing, waren alle seine Sinne für übrige Geschäfte so gut wie tot und selbst die Kindereien und Tändelspiele mußten, wenn sie für ihn interessant sein sollten, von der Musik begleitet werden. Wenn wir, er und ich, Spielzeuge von einem Zimmer ins andere trugen, mußte allemal derjenige von uns, der leer ging, einen Marsch dazu singen und geigen." Darin spiegelt sich so recht Mozarts Charakter.

Mit fünf Jahren war Wolferl so weit, daß der Vater mit ihm und Hannerl — denn auch sie war im Klavierspiel außerordentlich begabt — die erste Konzertreise nach München unternehmen konnte. Damit begann für die beiden Wunderkinder ein Triumphzug, wie ihn wohl selten in der Weltgeschichte ein Geschwisterpaar gefeiert hat.

Wien, die Kaiserstadt, war unter der großen Kaiserin Maria Theresia der Sammelpunkt der Musikgrößen, und so ging des Vaters Wunsch dahin, seine Kinder am Hofe spielen zu lassen. Am 19. September 1762 begann die Familie Mozart

die Reise nach Wien,

die damals allerdings mit Roß und Wagen und teilweise per Schiff auf der Donau noch recht langsam und beschwerlich war. Der Ruf der Wunderkinder war der Familie Mozart vorausgeeilt, und so konnten sie im Palais der Reichsgräfin von Sinzendorf Quartier nehmen. Diese hohe Frau schloß die beiden Kinder während des ganzen Wiener Aufenthaltes in ihr Herz und sorgte für sie wie eine Mutter. Sie war es auch, die die Kinder in die Zirkel des vornehmen Adels einführte, wo sie bald Gegenstand allgemeinster Bewunderung wurden. Doch all das war nichts gegen den Empfang am kaiserlichen Hofe zu Schönbrunn. In der Staatskarosse wurde die ganze Familie abgeholt und wie Fürsten behandelt. Bei dieser Gelegenheit kam des jungen Künstlers Selbstgefühl ganz deutlich zum Ausdruck, ohne daß Mozart aber jemals an Eigendünkel litt. Währenddem Vater, Mutter und Nannerl ihre ehrfurchtsvollsten Verbeugungen vor dem Kaiserpaare machten, reichte Wolfgangerl ihnen furchtlos die Hand, und Lackowitz weiß in seiner Biographie darüber folgendes zu berichten:

„Das also ist der kleine Wundermann aus unserm Salzburg, der so schön Klavier spielen kann, wie man uns erzählt hat?" sagte die Kaiserin beim Empfang.

„Ein Wundermann bin ich nicht, Majestät", antwortete Wolfgang so unbefangen, wie er mit jedem andern sprach; „aber Klavier spielen kann ich, wie ich der Frau Kaiserin zeigen werde, wenn sie befiehlt. Die Nannerl kann's aber auch."

„So, so", lachte die Kaiserin, „das ist ja ein Goldbua, der so neidlos von der Kunst anderer spricht. Nun, mein kleiner Wolfgangerl, beweisen sollst du uns, ob du so schön Klavier spielen kannst, wie die Leute erzählen. Aber es wird hier bei mir doch anders sein, wie sonst."

„Wie das?"

„Nun, ich meine, du wirst hier schweren Stand haben; denn du bist am Hofe deiner Kaiserin, wo viel sehr gute Musik gemacht wird. Da sieh dir einmal die Herrschaften dort an!" Die Kaiserin deutete auf die Damen und Herren hinter sich. „Die sind verwöhnt und verstehen Musik zu beurteilen."

Wolfgang bog seinen Lockenkopf ein wenig zur Seite und blickte sehr ernsthaft von einer der Hofdamen zur andern, überflog ebenso ernsthaft die Gruppen der Hofherren; dann blickte er

wieder der Kaiserin ins Gesicht und lachte recht herzlich. — —

„Nun, Männchen, warum lachst du?"

„Nein, Majestät", sagte das Büblein heiter, „von denen versteht nicht einer etwas von Musik."

Vater Mozart, welcher ehrfurchtsvoll an der Tür stehen geblieben war, glaubte vor Schrecken über die Keckheit Wolfgangs in die Erde sinken zu müssen, und auch unter den Herrschaften runzelte sich manche Stirn. Doch Maria Theresia lachte vergnügt auf und sagte zu ihrem Gemahl: „Schau, Franzl, das ist schon jetzt ein großer Menschenkenner."

Kaiser Franz lachte mit, sagte dann aber bedauernd: „O, wenn dem so ist, dann sieht's trübe aus, denn dann wird das Büblein uns auch kein Urteil zutrauen. Wer soll denn aber sein Spiel prüfen, da es uns doch darauf ankommt, Gewißheit zu erlangen, ob das Gerücht nicht trügt?" — Der kleine Wolfgangerl rief rasch:

„Ist Herr Wagenseil nicht hier? Der soll kommen, der versteht's!"

Alle standen erstaunt über diese Sicherheit des Knaben, der sich einen der bedeutendsten Musiker Wiens zum Schiedsrichter erbat. Georg Christoph Wagenseil nämlich war der Musiklehrer Maria Theresias gewesen und jetzt der Lehrer ihrer Kinder, und nicht nur als Kammerkompositeur der Kaiserin, sondern auch als Klavierspieler ein Mann von sehr bedeutendem Ruf.

„Sieh, sieh", sagte der Kaiser bedeutungsvoll, „das Bürschlein muß doch seiner Sache sehr sicher sein." Und er winkte, Herrn Wagenseil herbei zu rufen.

Maria Theresia überließ nun den kleinen Virtuosen und seine Schwester ihren Kindern und winkte den Vater herbei, mit dem sie sich, sowie auch der Kaiser, in der leutseligsten Weise unterhielt und sichtlich das größte Interesse an den Äußerungen des wunderbaren Genies dieses Kindes und dessen so schneller Entwicklung zeigte.

Endlich kam der Hofkompositeur, und Kaiser Franz selbst verständigte ihn von dem seltsamen Wunsche des Kleinen.

Da es nun an das Klavier ging, so hörte natürlich für Wolfgang alles andere auf.

Er nahm ein Heft aus der mitgebrachten Notenmappe, trat auf Wagenseil zu, gab ihm die Hand und sagte treuherzig: „Es ist mir nur lieb, daß Sie da sind, mein lieber Herr Wagenseil. Ich spiele ein Konzert von Ihnen. Sie müssen mir umwenden!"

Wir brauchen nicht erst zu versichern, daß es hier keines Schiedsrichteramtes bedurfte. Je weiter der Knabe spielte, desto wundersamer wurde es allen Zuhörern ums Herz, und als er gar noch am Schlusse des Musikstückes über eines der Themen in begeistertem Fluge frei fortphantasierte, saß der Kammerkompositeur mit gefalteten Händen neben dem Kinde, den Blick verklärt nach oben gerichtet, und Tränen der Freude und Wonne über diesen neuerstandenen, unerhörten Genius perlten dem vierundsiebzigjährigen Greis über die gefurchteten Wangen.

Auch die Kaiserin war tief ergriffen, nicht sowohl von dem Spiel Wolfgangs an sich, als vielmehr von dem wunderbaren Genius, der hier in einer so zarten Menschenblume sich offenbarte. Zwar fand auch der Schwester Spiel ungeteilteste Anerkennung, denn auch sie leistete, was sebst bewährte Virtuosen oft kaum vermochten, nicht minder war man von dem Zusammenspiel der beiden Kinder entzückt — aber die Krone des Wunders blieb doch der kleine Wolfgang und die Macht des Genies, die in seinem Spiel zutage trat. —

Nichts vermochte ihn zu beirren, so sehr der Kaiser, welcher je länger je größeres Gefallen an dem „kleinen Hexenmeister" fand, sich auch bemühte, ihn aus der Fassung zu bringen.

„Ja", sagte er, „das muß man sagen, es geht wie mit Hexerei. Aber ich meine, eine größere Kunst wäre es dennoch, wenn man nicht mit allen zehn Fingern, sondern nur mit einem Finger artige Stücklein spielen könnte." Und sofort trat Wolfgang wieder an das Klavier und spielte, wie verlangt, mit einem Finger, daß es schier zum Verwundern war.

Der Kaiser lachte und versuchte nun als das größte Kunststück zu preisen, wenn jemand spielen würde, ohne eine Taste des Klaviers sehen zu können — und sofort bat Wolfgang, die Klaviatur mit einem Tuche zu bedecken und spielte nun, die Hände unter dieser Decke, mit einer Be-

hendigkeit und Sicherheit wie zuvor, er verfehlte nicht einen Ton.

Immer neue Versuche wurden mit dem Kinde angestellt, aber jeder neue bewies mehr noch als der vorhergegangene, daß hier von einem Angelerntsein gar nicht die Rede war, daß alles aus dem ureigensten Innern hervorquoll, der Knabe das Leben gewordene Genie selber sei.

Volle drei Stunden währte diese Unterhaltung der kaiserlichen Familie mit den Wunderkindern. Maria Theresia empfand ebenso große Bewunderung für den kleinen Künstler, wie inniges Wohlgefallen an der Drolerie des Bübleins, und es wurde ihr schwer, die Audienz aufzuheben. Aber es mußte ja endlich sein, doch versprach sie, ihn bald wieder rufen zu lassen.

„Wirst du auch gerne kommen, mein kleines Männchen?" fragte sie liebreich.

„O, und wie gern!" rief Wolfgang freudestrahlend. „Ich habe die Frau Kaiserin ja schon so lieb — o, so sehr lieb."

„So, hast du?" lachte Maria Theresia, und die eigene Mutterfreude leuchtete aus ihren Augen. „Wie lieb denn ungefähr?"

„Daß ich dir sofort ein Busserl gebe!" rief der Kleine im überquellenden Gefühl seines weichen und liebreichen Herzchens, und ehe ihn noch jemand daran verhindern konnte — sprang er der großen Kaiserin auf den Schoß, schlang seine Ärmchen um ihren Hals und küßte sie rechtschaffen ab.

Die Herrschaften vom Hofe waren starr vor Schrecken, und mehr als einer der Herren schien nicht übel Lust zu haben, den Degen zu ziehen und den Buben für seine plebejische Dreistigkeit zu züchtigen. Doch — die Kaiserin wehrte dem kleinen Künstler nicht nur nicht, sondern gab ihm die Küsse in echtem Muttergefühl zurück und freute sich herzlich über diesen Ausbruch unverstellter kindlicher Liebe. Und der Kaiser freute sich mit ihr.

Mehrmals noch waren die Kinder zu Hofe geladen und wurden dabei mit feinen Kleidern und kostbaren Geschenken überhäuft. Eine kleine Episode sei noch festgehalten. Einstmals führten den Knaben die kleinen Erzherzoginnen in der Galerie umher und zeigten ihm die vielen prachtvollen Gemälde. Da tat der Kleine einen unvorsichtigen Tritt und glitt auf dem spiegelglatten Parkett aus und fiel. Die größere der Prinzessinnen kümmerte sich nicht weiter darum; aber die kleinere, die nachmals so namenlos unglückliche Königin Antoinette von Frankreich, bückte sich und hob ihn liebreich auf. „Sie sind brav", sagte Wolfgang dankbar, „ich will sie heiraten." — Die kleine Prinzessin teilte dies pflichtschuldigst der Mutter mit, und als diese ihn lächelnd nach dem Grund dieses Entschlusses fragte, antwortete er ebenso unbefangen wie ernst: „Aus Dankbarkeit; sie war gut gegen mich, während sich ihre Schwester um nichts kümmerte."

„Brav, mein Kind", sagte die Kaiserin und streichelte ihm die Wangen, „dankbar soll der Mensch immer sein. Wir werden uns die Sache überlegen."

Diesem Wiener Glück wurde dann ein jähes Ende bereitet, indem das Blaternfieber ausbrach, von dem auch Wolfgang erfaßt wurde, glücklicherweise nur für kurze Zeit. Damit hatten natürlich alle Einladungen aufgehört, und so trat die Familie Mozart anfangs 1763 die Rückreise nach Salzburg an.

Fleißig studierte der junge Künstler nun weiter, machte seine ersten, Aufsehen erregenden Kompositionen, mußte gar oft mit Gewalt von seinem Klavier und Notenpult weggebracht werden. War er auch ein Wunderkind, so ist dennoch auch auf ihn das alte Sprichwort „Ohne Fleiß kein Preis", anzuwenden. Im Jahre 1765 trat die ganze Familie mit dem nun neunjährigen Wolfgang

die zweite Konzertreise

an, die über München, Augsburg nach Paris führte. Fast ein halbes Jahr dauerte der Aufenthalt in dort, und der Bewunderung war kein Ende. Der königliche Hof empfing die einfache Familie wie Fürsten, der Adel konnte sich in Einladungen nicht genug tun und Kunstverständige schrieben, daß es kaum zu fassen sei, was man mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört habe. Den Glanzpunkt der Reise bildete aber der Besuch beim König von England in London. Länger als ein Jahr reiste die ganze Familie von Stadt zu Stadt, von Badeort zu Badeort, überall war Wolfgang, der sich nun als

Orgelkünstler hervortat, der Gegenstand begeisterter Ovationen. Die Rückreise führte über Holland, Belgien, Genf, Bern, wo acht Tage, und Zürich, wo, im Hause des Schriftstellers Salomon Geßner, 14 Tage Aufenthalt genommen wurde. So endigte diese Reise, die für den Knaben ein einziger Triumphzug war.

Dem großen Ziele entgegen.

Daß einem solchen Genie Neider entstehen mußten, ist leider allzu menschlich. Gerade in seiner Heimat Salzburg machten sich böse Zungen daran, den Ruhm des gottbegnadeten Kindes zu schmälern, besonders was sein Kompositionstalent betraf. Nicht minder waren die Herren Musiker am Hofe zu Wien auf des Knaben Talent und Erlolg eifersüchtig und intrigierten beim neuen Kaiser Joseph II. auf alle erdenkliche Art. Die Majestät bewies ihr Vertrauen damit, daß sie dem jugendlichen Künstler eine Messekomposition in Auftrag gab, die denn auch von dem dreizehnjährigen Wolfgang, im Beisein des ganzen Hofes, dirigiert wurde und ihm größtes Lob eintrug. Doch sein Ziel war die Oper, und da Italien damals die ganze Führung der Opernkomposition innehatte, reisten Vater und Sohn studienhalber nach Mailand. Die maßgebenden Persönlichkeiten dieses herrlichen Landes hatten in Mozart bald eine neu aufgehende Morgenröte der Kunst entdeckt und feierten ihn auch demzufolge.

Rom war damals das Zentrum der Kirchenmusik, und so beeilte sich Vater Mozart, seinem Sohne die wundervollen Gesänge der heiligen Karwoche, die nahe bevorstand, nicht entgehen zu lassen. Ganz besonders das weltberühmte Miserere von G. Allegri, das die päpstlichen Sänger von der Sixtinischen Kapelle zur Aufführung brachten, war Gegenstand höchsten Interesses für jeden Rompilger, um wie viel mehr denn für den kleinen Mozart. Bei dieser Gelegenheit hat Mozart ein Kunststück vollbracht, das wohl einzig in seiner Art dasteht. Es war den Sängern bei höchster Strafe verboten, ein Notenblatt dieser Komposition irgendwie zu vervielfältigen oder mitzunehmen. Wolfgang aber, auf den dieselbe einen erschütternden Eindruck gemacht hatte, schrieb dies neunstimmige Opus gleichen Abends in seinem Zimmer aus dem Gedächtnis nieder und zwar so, daß er bei der nächsten Aufführung, wo er seine Notenblätter, im Hute versteckt, mitgenommen hatte, nur wenige Fehler korrigieren mußte. Dem Papste Clemens XIV. mußte der junge Virtuose mehrere Male in Privataudienz vorspielen, und der hohe Musikkenner ernannte ihn in größter Anerkennung zum Ritter vom goldenen Sporn und hob ihn damit in den Adelsstand. Mozart hat aber nie das „von" vorgesetzt.

Eine große Ehrung wurde dem Vierzehnjährigen in Bologna zuteil, indem ihn die berühmteste Musikakademie zum Mitglied ernannte. Die Aufgabe, zu einer Choralmotette eine Begleitung zu schreiben, löste Mozart in einer halben Stunde kunstgerecht, währenddem gewiegte ältere Musiker sonst vier bis fünf Stunden benötigten. Den größten bisherigen Erfolg aber erntete er in Mailand mit seiner Oper Mitridate. Das Publikum war in einer Begeisterung, und das „Evviva il Maestrino! — Es lebe da Meisterchen!" wollte nicht enden.

Nach Salzburg zurückgekehrt übte Mozart bis zum Jahre 1777 das Amt eines Hofkapellmeisters aus, doch fühlte er sein Talent im kleinen Städtchen vergraben, und so trieb die Sehnsucht nach neuen Erfolgen ihn erneut auf weite Konzertreisen. Diesmal begleitete ihn nur die Mutter, denn der Vater hatte keinen neuen Urlaub erhalten. Besonders tief ging der Abschied von Vater und Tochter der Mutter zu Herzen, gleichsam als Vorahnung, daß es ein Abschied fürs Leben war; denn während des zweiten Aufenthaltes in Paris hauchte sie in den Armen ihres Sohnes die Seele aus. Dies und die schwere Erkenntnis, daß es etwas anders sei, als Wunderkind zu reisen, denn als gereifter Mann sich in der Welt durchzusetzen, verbitterten Wolfgang, und als er auch in München mit höflichen Phrasen abgespiesen wurde, nahm er gerne das Amt eines Domorganisten in Salzburg wieder an. Doch nach kurzer Zeit schon überwarf er sich mit dem etwas herrischen neuerwählten Bischof und siedelte nun, zwar gegen den Willen seines Vaters, ganz nach Wien über. Doch auch die Kaiserstadt war für ihn nicht mehr die gleiche. Er, der früher mit Königskindern gespielt hatte,

mußte sich nun mit einfachsten Lebensverhältnissen begnügen und durch mühsames Stundengeben und „auf Befehl komponieren" sein Dasein zu fristen suchen. In diesen trüben Tagen war ihm seine junge, lebensfrohe Gattin Konstanze geborene Weber, ein echtes Wiener Kind, eine beste Stütze. Wohl feierte er mit seinen Opern „Entführung", „Don Juan" und „Zauberflöte" nicht nur in Wien, sondern noch viel mehr in Prag, München und Berlin nie geahnte Triumphe, aber materiell fiel dabei herzlich wenig ab. Einzig der Preußenkönig Friedrich Wilhelm wollte ihn als Hofkapellmester nach Berlin berufen mit der ansehnlichen Gage von 3000 Gulden, doch dazu konnte der Wiener sich nicht entschließen und gab die typische Antwort: „Soll ich denn meinen guten Kaiser verlassen?" Er blieb bei seiner Stelle als Hofkomponist mit 800 Gulden. Schwere Schicksalsschläge stellten sich zudem ein. Sein geliebter Vater starb im Jahre 1787, und auch von seinen eigenen Kindern blieben nur zwei Söhne am Leben. Nächtelanges Arbeiten ums tägliche Brot, wohl auch die unregelmäßige Lebensweise, zernarbten allzufrüh die Schaffenskraft und auch die Lebensenergie dieses Großen unter den Musikern. Sein letztes Werk, eine Totenmesse, die ein Unbekannter ihm aufgegeben hatte, schrieb er für sich selber und krönte dadurch sein Lebenswerk. Rapid nahm der Kräftezerfall zu, und am 5. Dezember 1791 schwang sich seine unsterbliche Seele in die ewigen Sphären.

Einfach wie die Zeit seiner letzten Jahre war auch die Beerdigung. Nur wenige Freunde hatten sich bei dem heftigen Schneegestöber eingefunden, dem toten Mozart das letzte Ehrengeleite zu geben. Unbeachtet ging der kleine Trauerzug durch die Straßen dem Friedhofe von St. Marx zu, und da das Unwetter stets stärker wurde, so kehrten selbst die wenigen Begleiter noch um, ehe der Trauerwagen den Friedhof erreichte. Wien, das lebensfrohe, das musikliebende, es nahm keinen Anteil am Tode eines seiner größten Söhne. So stand kein Freund an der Gruft, als man die Leiche hinabsenkte ins dunkle Erdreich. Nicht einmal ein eigenes Grab konnte man aus Sparsamkeitsrücksichten dem unsterblichen Meister geben, und als seine Frau Konstanze nach eigener erfolgter Genesung auf dem Grabe ihres Mannes beten wollte, da wußte sie nicht genau, unter welchem Rasenhügel die Gebeine ruhten — Menschenschicksal!

Aber das Andenken an den Schöpfer der „Zauberflöte", des „Figaro", des „Don Juan" und der Symphonien all, es wird, wie die Werke selber, unsterblich sein.

A. B.

Das einfache Leben

Von Harald Spitzer

Du hast viel verloren in dieser Zeit, ich weiß es, doch bewahre dir das richtige Maß deines Unglücks. Denke an die Tausende und Abertausende, denen alles genommen wurde: Mensch und Gut, und an die Zahllosen, die sich nur einen kümmerlichen Rest zu retten vermochten.

Auch ich habe viel eingebüßt.

Der Krieg riß grauenvolle Abgründe auf, tief sank der Mensch, weit unter das Tier ...

Aber, glaube mir, die Zeit birgt auch ihr Gutes: Das Leben wurde einfacher.

Und wie einfach kannst du leben und wie gut dabei!

Die meisten brauchen eine harte Schule dazu, manchem gelingt es von selbst!

Christian verstand sich darauf schon vor dem Krieg.

Infolge starken Nebels hatte ich mich in den Zillertaler Alpen verstiegen. Die Nacht war schon angebrochen. Endlich gewahrte ich einen schwachen Lichtschimmer und erreichte bald darauf die Höhenstation einer Drahtseilbahn. Aus einer kleinen Holzhütte drang durch zwei Fensterchen heimlicher Schein.

Ich klopfe an die Türe und trete ein.

Im Herd knistert Feuer. Der niedrige Raum ist sauber und behaglich. Am Tisch sitzt ein Mann in mittleren Jahren mit aufgekrempelten Hemdärmeln über einem abgegriffenen Schulatlas. Aus braunrotem Gesicht blicken mich zwei treu-